

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 27. — Sonntag, den 3. Juli 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 u. Nr. 3243.

Tanzende Lichter

Von Paul Simon.

Unlängst blätterte ich in einem Legion nach und suchte, was dort unter „Irrlicht“ geschrieben steht. Zu meinem Leidwesen mußte ich entdecken, daß das nicht viel ist. Die Auskunft ist in der Möglichkeitsform gehalten. Das Wörtchen „soll“ dominiert, das „ist“ wird unterdrückt. Dem Irrlicht haftet etwas Geheimnisvolles an und das mit Recht; denn die Forschungsergebnisse sind in dieser Beziehung äußerst mager. Das liegt in der Natur der Sache begründet. Das Irrlicht bleibt von Sagen umwoben, deren es eine ganze Menge gibt. Uns soll an dieser Stelle nur das in Hinsicht auf das Irrlicht interessieren, was auf unser Sachsenland, insonderheit auf das Erzgebirge und seine angrenzenden Landschaften Bezug nimmt.

In der Gegend von Schöneck erzählt man sich, daß im „Wodrich“, einem nördlich von dem Orte gelegenen Sumpfgebiete, sich Irrlichter zeigen. Diese sollen verzauberte Kroaten sein, welche einst in Kriegszeit einen Schönecker Einwohner zwangen, ihnen als Führer zu dienen. Der Bürger aber führte die Feinde nicht den richtigen Weg, sondern in den vorgenannten Sumpf hinein, in dem sie umkamen. In der Nähe von Steinpöhl und Oberlosa will man ein Irrlicht gesehen haben, das ein Teil der Beobachter mit einem Stiefel verglich, der an der Spitze brannte. Ein anderer Teil beschrieb das Irrlicht als einen Stock mit Laterne. Auch die Ähnlichkeit einer Hand mit Laterne wurde herausgefunden. — Der Oberlösaer Windmüller W. lief einem Irrlicht nach und geriet dabei in einen Teich, aus dem er sich nur mit Mühe herausarbeitete. Charakteristisch an der Erzählung des Windmüllers ist, daß er das Irrlicht bei nebelichem Wetter gesehen haben will. Allgemein war die Ansicht verbreitet, daß die Seelen von Selbstmördern und die der im Kriege gefallenen Soldaten die Form von Irrlichtern annehmen. Unter dem Einflusse der Kirche kommt der Glaube zur Geltung, daß auch die Seelen ungetaufter Kinder zu Irrlichtern werden. Solche Seelen-Irrlichter sollen umhergeistern im Wechselgrüner-, im Kupfer- und im Essiggrunde, bei Rotten-



Das Mordkreuz am Fürstenweg bei Cranzahl.

gilt dem Gedenken des Mechanikers C. F. A. Zeuner, der an dieser Stelle am 17. Oktober 1846 einem Raubmord zum Opfer fiel. Das Opfer dieser ruchlosen Tat, die berechtigtes Aufsehen und Entsetzen hervorrief, war auf dem Weg, seine Angehörigen in Crottendorf zu besuchen. Die Leiche wurde im Hause des Gendarms Räsberg in Neudorf aufgebahrt und unter allgemeiner Teilnahme bestattet, woran sich u. a. auch das Jäger- und Schützenkorps zu Crottendorf und eine Anzahl beurlaubter Soldaten beteiligte.

heide, Unterlosa, Taltitz, Stöckigt, Treuen, Schloditz usw. Moritz Spieß erzählt in einer wissenschaftlichen Arbeit (1862) von dem Vorkommen von Irrlichtern in der Gegend von Annaberg, Scheibenberg, Beyerndorf und Mildenau. Beachtlich ist die Bemerkung, daß sich die Irrlichter im Winter zeigten. In den chronologischen Nachrichten G. Andras ist zu lesen, daß sich an Herbstabenden rötlich leuchtende Irrlichter in einer Länge von sieben Ellen in der Umgegend von Beyer gezeigt haben sollen. Im Volksmunde wurde das Licht als „Staatslaterne“ bezeichnet. Bei Rochsburg irrt die brennende Seele eines Mönches umher. Dieser wurde, als er noch Fleisch und Wein war, von einer Bauernmagd erschlagen, weil er sie in unsittlicher Weise belästigte. Bei Gleisberg-Marbach hüten blaue Irrlichter einen verborgenen Schatz. Wer am Burgwall den Schatz heben will, muß damit rechnen, daß er von schwarzen Kröten und Schlangen daran gehindert wird. Gleiche und ähnliche Sagen erzählt man sich in Fischheim, Röttern, Penna, Döhlen, Doberenz-Königsfeld und Sörnzig. Die beiden kurzen Sagen von der „Boigtsberger Laterne“ berichten von Irrlichtern, die einen Schmied namens Maul aus Lauterbach und einen Zimmermann aus Delsnitz in der Nacht zu ihren Behauptungen geführt haben. Der Schmied gab dem Irrlicht einen Sechser, den er auf den Streckstock vor seinem Hause legte. Das Geld war am Morgen auch prompt verschwunden. Der Zimmermann preßte das Irrlicht um den als Führerlohn versprochenen Dreier. Das Irrlicht gab dem treulosen Manne eine kräftige Ohrfeige zum Lohne für seine Falschheit. Diese Sagen haben eine verzweifelte Ähnlichkeit mit denen vom wendischen Bludnik. Das Wort „Blud“ bedeutet im Wendischen soviel als = Irrtum (bludna swjeca = Irrlicht). Diesen Irrwisch denkt man sich als schadenfrohen Gnom, der die Menschen

bei Nacht und Nebel in den Sumpf führt. „Manchen jedoch“, so erzählt Gräffe, „der ihm gute Worte gibt und eine annehmlliche Bezahlung verspricht, hilft er den bereits verlorenen Weg wie-

der finden und geleitet ihn richtig nach Hause. Aber wehe dem, der ihn zum besten hat und ihn betrügen will! Ein Verirrter versprach ihm einmal zwei Silbergrößen, wenn er ihn richtig nach Hause bringen wollte. Der Irrwisch war damit zufrieden, und sie kommen auch endlich vor das Haus des Verirrten. Dieser erfreut, daß er keiner Hilfe mehr bedarf, dankt dem Führer, gibt ihm aber statt des Versprochenen eine geringe Kupfermünze. Der Irrwisch nimmt sie auch an und fragt, sich bereits entfernend, ob sich der Geleitete nun allein nach Hause finden werde. Letzterer antwortet ganz fröhlich: „Ja, denn ich sehe schon meine Haustür offen.“ Da schreitet er auf diese zu und — fällt ins Wasser; denn alles war Täuschung gewesen. Die wendischen Irrlichter nehmen auch keinen Anstoß daran, Betrunkene vom Jahrmarkte nach Hause zu führen. Diese werden in den Graben geworfen und an den Fußsohlen gebrannt. Die Personifikation des Irrlichts läßt in der wendischen Sage den „Feuermann“ entstehen, der sich bei Pürschwitz, unweit von Bauhen, zeigt. Im napoleonischen Kriege zündete ein Soldat die Pürschwitzer Kirche an. Der Missetäter fiel später auf der Straße zwischen Bauhen und Weisenburg. An der Stelle, wo ihn die Kugel traf, befinden sich die Weisenbrucher Teiche. Hier geht nun der in ein Irrlicht verwandelte Soldat um. Der Soldat soll Feuermann geheißt haben. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, wenn man diesen Namen in der Lausitz fast allgemein auf die Erscheinung des Irrlichtes übertrug; denn in anderen Gegenden fehlt die Vorstellung vom Feuermann. Auf dem Schafberge bei Baruth zeigt sich ein Feuermann nur in der Andreasnacht. „Hier ist in einer Truhe ein unermesslicher Schatz vergraben, auf welchem Behälter eine kleine Schatulle von Ebenholz mit Elfenbein ausgelegt steht. Ein Graf von Gersdorf, Besitzer dieses Gutes, ließ in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter Leitung eines sachkundigen Jesuiten daselbst nachgraben. Nach langer Mühe stieß man endlich auf die Truhe, worüber man sofort dem Grafen Bericht erstattete. Dieser begab sich sogleich an den bezeichneten Ort und sah mit seinen eigenen Augen die Truhe und Schatulle, auf derselben aber lag ein zusammengerolltes Papier, welches er wegzunehmen befohl. Darin stand aber: „Wer dieses Kistchen öffnet, dem kostet es seinen erstgeborenen, und wer sich dieser Lade bemächtigt, seinen zweiten Sohn: „Der Graf, welcher nur zwei Söhne hatte, die er gleichartig liebte, erschrak heftig, ließ die Gruben wiederum verschütten, und der Schatz blieb ungehoben.“ (Nach Grässe und Gräve.) Feuermänner treiben bei Rumschütz, Belgern und Gröbzig ihr Wesen. In Reibersdorf bei Zittau erscheint der „Feuerhusar“. Dieser Mann fiel in eine Sandgrube. Sein Leichnam wurde nie gefunden. Das Seelen-Irrlicht erscheint in der Adventszeit. Alle wendischen Feuermannsagen scheinen gemeinschaftlichen Ursprunges zu sein und gehen auf den Pürschwitzer Kirchenabbrenner zurück. Unter den Irrlichtersagen soll es, meines Wissens nach, nur eine gegeben haben, die in den Irrlichtern schwebende Frauengestalten sieht. Es ist die nicht mehr bekannte Irrlichtsage vom Erlensee auf dem Rochlitzer Berge. Aber ein noch erhaltenes Bild, das einen Ritter auf schwarzem Pferde darstellt, der von schwebenden Frauen in die Irre geführt wird, weist auf die Sage hin. (Pfau, die ältesten Siedelungen der Rochlitzer Pflanze, 1900, Seite 45 ff.) Gerade die Darstellung des Irrlichtes in einer Frauengestalt hat bei Malern, Dichtern und Komponisten zahlreiche Verwendungsmöglichkeiten gefunden. Es würde eine stattliche Reihe von Namen ergeben, wollte man alle Komponisten von Irrlichtertänzen aufzählen. Am bekanntesten dürfte wohl der Tanz der Irrlichter von Berlioz sein. Dem Irrlicht in der Literatur nachzugehen, würde zu einer Spezialarbeit führen. Empfehlend sei hingewiesen auf das romanhafte Märchen von Marie Petersen „Irrlichter“. (Reclam 2641/41a). Der Rahmen des vorliegenden Artikels bedingt es, daß ich einige Worte über mein bei Friedrich Seidel in Buchholz erschienenenes Baktiges

Dialekt drama „Irrlicht“

verliere. Es sei gleich von vornherein gesagt, daß das Drama nicht für unreife Menschen bestimmt ist. Ich stelle das Irrlicht in Gestalt eines Weibes (Frieda) dem Leser oder Zuschauer

vor. Berücksichtigt man das, was die Sagen über die Irrlichter erzählen, so wird man verstehen, warum ich das Weib in meinem Werke so und nicht anders schildern konnte und mußte. Das Weib in dem Drama muß locken und dämonisch sein. Grundfalsch wäre es, in der Frieda eine Repräsentantin der erzgebirgischen Frau zu erblicken. Wenn der Inhalt des Titels klar ist, kann zu einer irrtümlichen Auffassung nicht kommen. Unsere erzgebirgischen Volksgenossen wollen die Frau der Heimat mit einem anderen Charakter ausgestattet sehen. Man ist das von der bisher vorliegenden dramatischen Dialektbildung gewöhnt. Ein Böckchen wider den Stachel kommt einem anders gearteten Werke nicht zugute. Irrlichter hat es gegeben und wird es immer geben. Menschliche Irrungen und Leidenschaften werden nicht ausgestorben sein, auch wenn wir jetzt Modernen uns längst zur ewigen Ruhe niedergelegt haben. Erfreulich für mich ist, daß die Bodenständigkeit des Dramas in keiner der vielen Kritiken, die mir zu Gesicht kamen, abgeleugnet wird. Dr. Sieber-Mue, trifft das Richtige, wenn er der Meinung ist, daß

der Schauplatz des Stückes mit Crottendorf richtig gekennzeichnet

wäre. — Ich verwende die Sage von der Heidemale, einer gespenstischen Frau, die sich mit Irrlichtern im Bunde, nachts, wenn Nebel über der Heide zwischen Crottendorf und Scheibenberg liegt, zeigen soll. Die in dem Stücke geschilderte Mordtat erinnert in Einzelheiten an einen vor ungefähr 30 Jahren auf dem Fichtelsberge verübten Raubmord, dem ein Reisender aus Leipzig namens Hörder zum Opfer fiel. Die ruchlose Tat blieb bis auf den heutigen Tag ungeführt. Ein Nebenzweck von mir war es, die Erinnerung an diese Tat, für welche die Rache noch aussteht, nicht einschlafen zu lassen. Bernhard Sandke, ehemals Schriftleiter der „D. Z.“ (am 26. Juni 1932 zu Pirna verstorben) läßt in seinem Aufsatz „Gedanken und Erinnerungen“ in der Festnummer zum 75jährigen Jubiläum der „D. Z.“ (8. September 1929) den Mord nicht unerwähnt. Er schreibt: „Große Beunruhigung kam in die Bevölkerung durch die Auffindung eines Ermordeten auf einer Bergeshöhe, in dem ein Geschäftsreisender aus Leipzig erkannt wurde. Von den verhafteten Personen konnte keine des Mordes überführt werden, und so ist dieses Verbrechen ungeführt geblieben. — Aus dem unbestimmten Gefühl heraus, daß der Mordbube, wenn auch sehr alt, unter uns noch umgeht, gab ich den anderen Personen des Dramas, außer des Grenzers, auch etwas Irrlichthaftes. Dem Stücke liegt auch ein persönliches Erlebnis zugrunde. Im Jahre 1907 ging ich an einem schönen Juniabende in der neunten Stunde vom Elsterkleiner Marktplatz aus nach dem Hammergrunde. Gleich hinter den Häusern des Marktplatzes senkt sich ein Wiesenplan zu dem im Tale hinrieselnden Bach. In einer Mulde des Wiesenhangs verliefen sich damals die Abwässer einiger Häuser und verwandelten den betroffenen Teil der Wiese in einen Sumpf, dem die widerlichsten Gerüche entfielen. Ueber diesem Sumpfe erschien plötzlich ein intensiv weißleuchtendes Licht, das die Größe und Gestalt einer elektrischen Glühbirne hatte. Das Licht huschte einigemal in den verschiedensten Richtungen hin und her. Wohl eine halbe Minute währte das Phänomen. — Wie läßt sich die Entstehung des Irrlichtes erklären? In den Gasen, die dort dem Boden entströmten, befand sich zweifelsohne Phosphorwasserstoff, der sich bei der Berührung mit der atmosphärischen Luft entzündet. Er verbrennt mit weißer Flamme. Knorr, Wellmann und Homeyer wollen rötliche, bläuliche, gelbliche und grünliche Irrlichter gesichtet haben. Durch Versuche ist festgestellt worden, daß die bunten Farben der Irrlichter durch Beimengen anderer Gase zu dem Phosphorwasserstoff entstehen. Tritt zu diesem z. B. Kohlenwasserstoff, so erhält die Flamme einen bläulichen Schimmer. Nach meiner Meinung verbrannte bei dem Irrlichte, das ich sah, nur Phosphorwasserstoff. Das Tanzen (Bewegung) des Irrlichtes dürfte so zu erklären sein: Der Sumpfboden enthält Risse, aus denen das Gas blasenförmig an die Oberfläche steigt. Sobald eine Gasblase platzt, entsteht eine Entzündung, die im Moment wieder zu Ende ist. Es wird sich also beim Tanzen des Irrlichtes nicht nur um eine Entzündung, sondern um eine ganze Reihe handeln, die dem Verlaufe der Risse folgt und dem

„Das wird ihm der Feldbauer schon verleißen!“

„Wer weiß! Der Buschhof in Steinertsgrün, der mal unter zweien geteilt wird, ist unter Brüdern seine sechzigtausend Taler wert, und sodann kann man ja nicht in die Verhältnisse blicken, die bei solcher Sache den Vorschub leisten. Der Buschweibel hat gewiß noch nicht verzichtet. Mich gehts nichts an; die Hauptsache ist, daß wir den Waldschwarzen loswerden, und dazu sind nun alle Zügel angespannt. Auch das Waffenverbot ist da. Wer mit Messer oder Gewehr in Wald und Flur betroffen wird, kommt sofort in Haft, und greift er zur Waffe, wird er augenblicklich niedergeschossen.“

„Wie nun, wenn ich durch den Wald geh und das Pistol bei mir trage zur Verteidigung, falls ich angegriffen werde?“

„So mußt du einen Waffenschein lösen. Doch willst das nicht, so bin ich ja da! Dein Bruder ist, als ich noch Unterförster hier war, fast täglich mit uns ins Revier gegangen. Kannst auch so halten, und bist allein mal draußen, so verantworte ich die Waffe.“

„Ich nehme das an, Förster, denn ohne Waffe geh ich nicht in den Wald, des Hasses wegen, den der Waldschwarze auf uns geworfen hat.“

Zu Haus fand Frieder die Mutter schon beschäftigt, sich auf die unterdessen angesagte Einquartierung vorzubereiten. Der Bachhof bekam zwei Mann, die am andern Tag eintrafen und eine Stube zugeteilt erhielten; der Feldweibel, der wirklich der Sohn des Buschbauers war, kam auf den Feldhof, und die übrigen wurden je nach dem Vermögen der Einwohnerhaft über das Dorf verteilt.

Von jetzt ab machte sich eine rege Geschäftigkeit im Ort bemerkbar. Der Buschweibel rasselte mit seinem Schlepper auf und ab, drehte den Schnurrbart und brühtete sich wie ein General; seine Untergebenen folgten diesem Beispiel, und die Bauern ergaben sich mit Vergnügen unter den militärischen Pantoffel, denn sie hofften von ihm Befreiung von dem Unwesen der Pascher und Wilderer und hatten dabei das ihnen so seltne Vergnügen, mit den Soldaten kneipen zu können.

Dabei muß allerdings gesagt werden, daß die Abteilung in dienstlicher Beziehung ihre volle Schuldigkeit tat. Der Tag war in regelmäßige Wachen geteilt, und es gab keinen Augenblick, wo die Grenze nicht unter der strengsten Aufsicht stand. Dieses hatte wenigstens den geringen Erfolg, daß der unbekannte Waldschwarze seine Unternehmungen einstellte, vielleicht, um die Gegner erst gehörig kennenzulernen und sie dabei einzuschläfern.

So war der Sonntag wieder gekommen, und es gab nach dem Gottesdienst auf dem Kirchhof doppelt so viel Gesprächsstoff als gewöhnlich. Frieder war keine neue Erscheinung mehr, und er konnte nach dem Grabe des Bruders gehn, ohne die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Was er halb gewünscht und halb geahnt hatte, das traf ein: Martha saß auf der Bank, grad wie vor acht Tagen. Er hatte sie seit dem Sonntagabend nicht wieder gesehen und empfand über die Begegnung eine Freude, die sie deutlich in seinen Zügen lesen konnte.

„Martha, bist auch hier? Grüß Gott!“ sagte er.

„Grüß Gott, Frieder! Ich dachte nicht, daß du sogleich zum Grabe kämst.“

Frieder lächelte glücklich bei dieser das weibliche Zartgefühl verratenden Entschuldigung und bot ihr die Hand.

„Also gehst du bloß dahin, wo du mich nicht zu finden meinst; drum bist du auch die ganze Woche nicht zu uns herein gekommen!“

„Ich war nicht ein einziges Mal im Dorf. Ich konnte nicht fort wegen der Einquartierung, die uns gar sehr zu schaffen macht. Der Vater ist wie ausgewechselt. Er geht erst spät schlafen und sitzt mit dem Feldweibel so fest bei Wein und Bier, daß ich nicht fort kann.“

„Also geht er nicht mehr um acht Uhr zur Ruh?“

„Seit der Feldweibel da ist, nein. Heut hat ers aber gleich früh gesagt, daß er wieder mal gehörig ausschlafen will. Der

Feldweibel ist nicht da am Abend, denn es gibt einen Fang?“
Wieso?“

„Einer seiner Soldaten hat in der Früh auf dem Heimweg einen Zettel gefunden, den in der Nacht ein Pascher verloren hat; drauf steht geschrieben, daß heut punkt neun eine große Menge von Gütern bei der Schiekhütte über die Grenze geschafft werden soll. Da will er nun alle seine Leute dort aufstellen und hat davon auch den Offizier benachrichtigt, der in Steinertsgrün im Quartier liegt.“

„So gedenkt er wohl den Waldschwarzen dort zu fangen?“

„Er ist seiner Sache ganz sicher.“

„Ach so! Dann ist der Feldweibel ein gar kluger Bursch, wenn er den schon nach so kurzer Zeit ertappt, nach dem hier jahrelang trotz aller Mühe vergebens gefahndet worden ist! Aber paß auf, er kommt mit leeren Händen zurück!“

„Woher weißt du das?“

„Ich denk es mir“, antwortete er ausweichend.

„Ich wollte aber doch, er bekäme ihn gleich heut! Dann käme er doch endlich wieder fort!“

„Das wünschst du wohl?“

„Von ganzem Herzen. Er ist so — so eigen mit mir, verfolgt mich Schritt für Schritt und weiß doch, daß ich dies nicht gern hab.“

Nooch'n-Feierabend



Wenn dr Summer kimm

Wenn an Sunntig früh de Sunn racht lacht,
Do ward sich hurtig aufgemacht.
Do gieht's naus in Wald on e Platzl gesucht,
Un wenn mr dos hot, ward sich ausgeruht.

Dru rüber vun dar Ficht, wu dr Wildtauberich girrt,
Wo en do nár esu dorch de Gedanken schwirrt.
Do is mr e fleß Gungl, do is mr e Mah,
Do is mr benn Soldatn, a in Amerika.

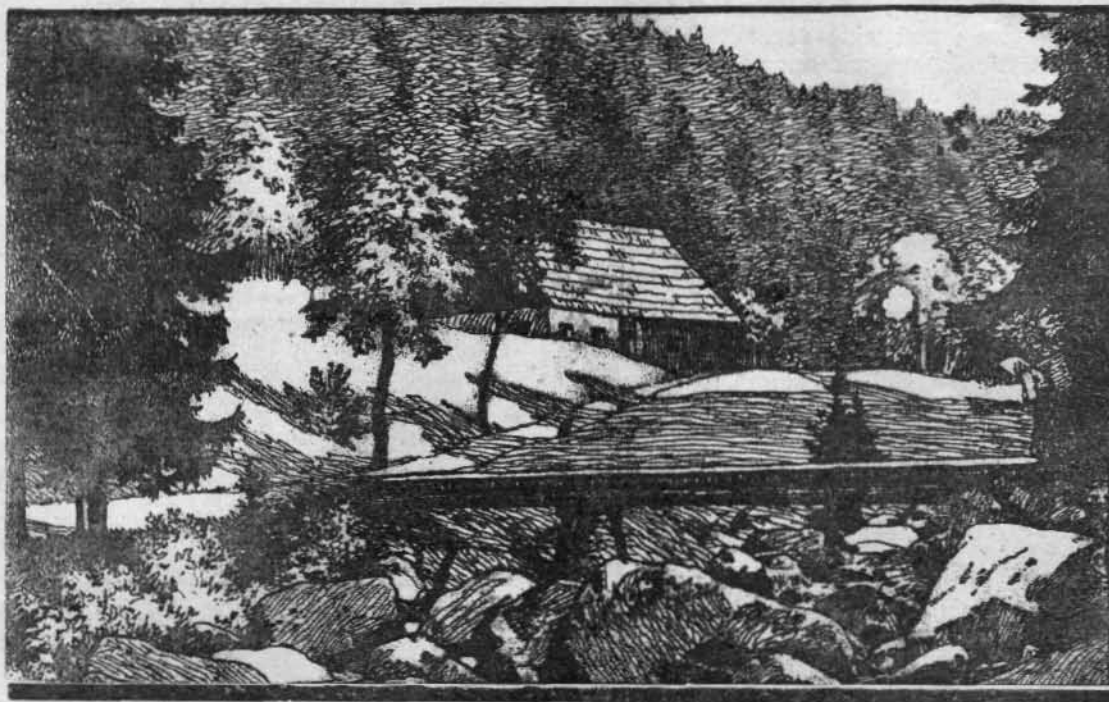
Do gukt mr in Wald, do gukt mr an de Baam,
Do denkt mr weß Gott, mr hot's ewige Laam.
Un do sinnt mr un spinnt mr, wie fa's ner esu sei
Bei uns ike; wu's sitzt war su schie on sei.

Do tut mr sich wunnern, wie mr'sch esu aushält,
's Laam ward en doch alle Tog e paarmol v'rgällt.
Un do gukt mr an Himmel, dar um su schie domt,
Wu de Schafele zinne vun früh bis zun Ohmd.

Do steigt e Larchele hoch nauf on singt,
Doch en salber 's Harz in Leib immedim springt.
Ja! Larchele, du hast kane Sorg und fa Plog,
Dir deckt dr liebe Harrgott denn Tiesch alle Tog.

Un mr denkt, 's hot's gehärt, 's trilliert um heiter
noch haller on schänner, on fliegt immer weiter
Off en annern Fladl; paßt a aaner auf,
Ar gukt on find's nett, on gut wieder nauf.

Un 's gieht wieder nieder, in en Stiefmütterle-Mäer,
Do pflegt's seine Gunge su mütterlich wäcker.
Un iech denk in Gedanken, su is nu eich 's Laam,
's Vögele tut singe un 'ne Mensch frist dr Gram.



An dr Grenz!

Lied von Ant. Günther.

An dr Grenz, do is sei gar a lustichs Cabn,
 Dos war schu allameitoch,
 Do hol's immer Pascher on Finanzer gabn,
 Es is asu wie ich soch.
 Ahna Pascher kanna kaana Finanzer sei,
 Denn wos wär denn ena Grenz uhna Pascherei,
 Dos war schu allameitoch, wie ich soch
 On 's kömmt niicht Bessersch nooch.

Finanzer on Pascher gib'ts hübn on drübn,
 Dos war schu allameitoch,
 Finanzer passn auf, doch de Pascher sei gerieb'n,
 Es is asu wie ich soch.
 Huppt irgnstwu a Pascher üvern Grenzgrobn sei,
 Werd drhinter aa geleich dr Finanzer sei,
 Dos war schu allameitoch, wie ich soch
 On 's kömmt niicht Bessersch nooch.

Finanzer dos wärn sist ganz rachta Leit,
 Dos war schu allameitoch,
 Die verbränge mit'n Aufpassn de meista Zeit,
 Es is asu wie ich soch.
 Jed's Kind, jedn Regl, jeda Fraa, jedn Mah,
 Dr Finanzer gukt jedn für en Pascher ah,
 Dos war schu allameitoch, wie ich soch
 On 's kömmt niicht Bessersch nooch.

An dr Grenz, do werd mr lächt konterawand,
 Dos war schu allameitoch,
 's lah jedn passiern, doch es is laa Schand,
 Es is asu wie ich soch.
 Eb gruß, eb klaa, eb reich oder arm,
 An dr Grenz werd gepascht, deß Gott drbarm,
 Dos war schu allameitoch, wie ich soch
 On 's kömmt niicht Bessersch nooch.

In onnern Cabn, 's is sei net gelugn,
 Dos war schu allameitoch,
 Is of Waach on Staach ena Grenz gezugn,
 Es is asu wie ich soch.
 Ze guter Leht in Himmel därf mr aa net nei,
 Denn do muß mr vornwag erst seina Sündn lus sei.
 Dos war schu allameitoch, wie ich soch
 On 's kömmt niicht Bessersch nooch.

Ver'n Zollamt do hot sei a jeder Schiß,
 Dos war schu allameitoch,
 Weil of jedn Drackl ball Zoll drauf is,
 Es is asu wie ich soch.
 Nür de Gedankn, Gott sei Dank, brauch't mr net ze verzolln,
 Drem denk mr aa allazesamm wos mir wolln,
 Dos war schu allameitoch, wie ich soch
 On 's kömmt niicht Bessersch nooch.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Lied, sowie „Bannerlied“ erscheinen demnächst mit
 Wort und Weise auf Postkarten.

Augen gewissermaßen eine zusammenhängende Handlung vor-
täuscht, wie das ja auch bei den vielen einzelnen Bildchen eines
Filmstreifens der Fall ist.

Jedenfalls ist der Anblick eines Irrlichtes eine Zufalls-
angelegenheit. Viele Tausende haben nie ein Irrlicht zu sehen
bekommen. Auch zu einwandfreien Untersuchungsergebnissen auf
dem Gebiete der Irrlichtforschung dürfte man wegen der nicht
unbeträchtlichen Gefahren, die den Forscher im Sumpfe be-
drohen, vorderhand nicht so schnell kommen.

Der Delsnitzer Zimmermann erhielt, wie die Sage berich-
tet, von dem Irrlichte eine so kräftige Ohrfeige, daß er sich im
Bette vier Wochen lang davon erholen mußte. Mir blieb eine
solche im Augenblicke, da ich das Irrlicht sah, erspart. Ob ich
die vielen Ohrfeigen, die mir im späteren Leben das Schicksal
gab, auf das Schuldkonto des Irrlichtes buchen soll, scheint mir
doch etwas gewagt.

Der Waldschwarze

Eine erzgebirgische Dorf- und Pächtergeschichte von Karl May,
dem Schriftsteller und Erzähler der spannenden Indianer-Geschichten.

2. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Sie schritten wortlos nebeneinander dem Feldhof zu. Es
war beiden genug, daß sie beieinander waren. Er konnte nicht
ablassen, wieder und immer wieder in ihr Angesicht zu blicken,
das im Mondlicht so zart und engelhaft aus der leichten Hülle
blühte, die sie um den Kopf geschlungen hatte. Und sie konnte,
wenngleich verstohlen, sein Auge abwenden von der mann-
haften Gestalt, die mit solch rüstigen Bewegungen an ihrer
Seite schritt. Es war ihr, als könne sie so mit ihm gehn fort
und immerfort, von einem Ort, von einem Land, von einem
Erdeil zum andern, weit über die Erde hinaus, bis in den
Himmel hinein, der mit ihm doppelte Seligkeit bieten müsse!

Unweit des Feldhofs blieben sie unter dem Schatten der
Erlen, die sich an den Ufern des Baches erhoben, stehen.

„Hat dein Vater nicht gefragt, wohin du gehst, Martha?“

„Nein. Er geht des Abends punkt acht Uhr zur Ruh und
schläft dann so fest und gern, daß er auch in der dringendsten
Sache nicht geweckt werden darf. Drum weiß er nicht, ob ich
bleibe oder gehe.“

„Aber die Mutter darfst du wissen?“

„Ja, und sie hat ihre Freude daran, wenn ich sage, ich geh
zu euch. Sie hat deine Mutter nur wenig getroffen, aber sie
hält gar große Stücke auf sie und kann gar nicht begreifen,
warum der Vater so großen Haß auf euch geworfen hat.“

„Das kannst du erfahren: er hat meine Mutter nicht be-
kommen und kann darum sie und den Vater nicht leiden. Ich
bin ihm im Wald begegnet, und er hat mich beschimpft und mit
mir raufen wollen.“

„Hast mitgetan, Frieder?“ fragte sie mit ängstlicher Schnelle.

„Nein! Ich hab an dich gedacht, den Schlag abgewehrt und
bin dann fortgeeilt.“

„Frieder, willst mir was versprechen?“

„Ja, wenn sichs mit meiner Ehre verträgt.“

„Bitte, geh ihm aus dem Weg; tu mirs zuliebe!“

„Ich werds tun; das hab ich ja um deinetwillen heut schon
getan. Ich kann mir denken, daß ihr gar viel zu erdulden habt,
und ich will euch nicht noch größeren Gram bereiten.“

„Ach ja, Frieder, wenn du wüßtest, wie der Vater ist! So
hart, so finster, so ganz ohne Herz und Gemüt! Ich sage nur
wenig, und das wenige sogar würde ich verschweigen, wenns
mein rechter Vater wär. Ich war noch jung, kaum aus der
Schule, als er kam und die Mutter zur Frau begehrte. Ich
konnte ihn nicht ansehen und meinen toten Vater nicht vergessen;
darum hab ich geweint und gefleht, aber es hat nichts geholfen,
denn der Oheim hat die Mutter gezwungen, ja zu sagen.“

„Gezwungen? Hat er das Recht und die Macht dazu?“

„Das Recht wohl nicht, aber die Macht. Er ist ein großer
Kaufmann drüben über der Grenze, und der Feldbauer ist oft
gekommen und hat große Rechnungen mit ihm gehabt und viel

Geld von ihm empfangen. Wir haben seit dem Tod des Vaters
bei ihm gewohnt, und ich bin grad wie das Kind gewesen, bis
mich der Bauer fragte, ob ich nun auch mal seine Tochter sein
möchte. Ich hab mich gestraubt und die Mutter auch, der Oheim
aber hat gemeint, er gehe zugrunde, wenn sie es nicht tue. Der
Bauer hat ihn bei der Hand gehabt, weshalb, das weiß ich heut
noch nicht. Um den Oheim zu retten, ist die Mutter endlich
mitgegangen. Nun hat sie nichts als Gram und Tränen, und ich
hab Angst, daß sie es nicht verwinden kann. Frieder, ich hab in
meinem Leben noch keinem Menschen ein Leid getan, aber den
Vater, den Feldbauer, den — den — den verabscheue ich! Ja,
ich verabscheue ihn, denn er kommt mir nicht anders vor, als der
böse Geist, dem die Mutter und ich verschrieben sind, damit er
uns statt Glück und Frieden nur Gram und Qual bereite!“

Sie gab sich ihren so lange zurückgehaltenen Gefühlen hin
und merkte kaum, daß sie offener sprach, als es vorher ihre Ab-
sicht gewesen war. Ihre Worte hatten für Frieder einen grade-
zu unschätzbaren Wert, auch abgesehen von dem rückhaltlosen
Vertrauen zu ihm, das sie so deutlich bekundeten. Er ließ sie
ausprechen, dann versuchte er den besten Trost, den er einem
Charakter wie dem ihrigen zu geben vermochte.

„Weißt, Martha, daß auch die böseste Sache eine gute Seite
besitzt? Schau, wenn ein großes Leid ins Herz niedersteigt, so
bleibt nicht leer und hohl, sondern es wächst in der Seele ein
Kristall nach dem andern und leuchtet hinauf und hinaus. Es
sprießen tausend Blumen auf, die nicht verwelken und vergehn;
aus jeder Träne wird eine Perle, und jeder Pulsschlag bringt
einen Diamanten hervor. Der Pflug der Leiden tut dem Acker
weh, aber die Ernte ist unsagbar reich und köstlich. Sie wächst
und reift verborgen und tritt zutage, wenn sich die Liebe naht,
um den Strahl auf sie zu werfen. Wer solch ein Herz besitzen
darf, der gibt nicht hin für Millionen, denn jeder Blick, jedes
Wort und jede Tat ist fromm und rein wie der Gedanke, der
in ihm wohnt. Da ist nicht eine Spur von Falschheit; da gibt
es nichts von Tand und Glitterwerk, das nur die Leerheit
deckt und zur Verachtung führt, sondern alles ist echt und lauter.
Gib mir dies Herz oder allen Reichtum, alle Macht und Ehre
der Welt, so werfe ich das fort und nehme das Herz fest und
laß mirs nimmer rauben. Auch bei dir ist das Leid früh ein-
gekehrt, und du hast bisher nur die schlimme Seite gekannt;
ich aber sehe die reiche Ernte schon kommen und preise den
unendlich glücklich, dessen Augen dir den Sonnenstrahl spenden
darf!“

„Frieder!“

Sie sprach nur das eine Wort; aber der Atemzug, der
es begleitete, kam aus ihrem tiefsten Innern und klang so voll
und lang, als wolle er ihm ihre ganze Seele entgegenhauchen.
Sie legte ihr tiefgesehtes Köpfchen an den nahen Erlens-
stamm. Er sah es nicht; er hörte es nicht; nur sein Herz sagte
ihm, daß sie weine. Das war jene stille, innerliche Weise, in
der sie auch den häuslichen Kummer so lange Zeit hindurch ge-
tragen hatte. Er ließ sie gewähren, bis sie das Köpfchen hob
und ihm langsam die Hand entgegenstreckte.

„Lebwohl, Frieder. Ich darf nicht wieder zu euch kommen!“

„Warum nicht?“

„Ich bin so klein, so gar nichts wert; die Perle und der
Diamant ist mir versagt!“

Da legte er die Hände segnend auf ihr Haupt.

„Oh, bleib so klein und gering, dann bist du groß und
herrlich! Aber wiederkommen mußt, sonst weiß ich nicht, was
ich beginne. Willst, Martha?“

Der Ton dieser Bitte klang so unwiderstehlich, und ihr
eignes Herz mahnte so dringlich; sie nickte zustimmend.

„Wenn du gebietest, so muß ich folgen, Frieder. Gut
Nacht!“

„Gut Nacht!“

Als er nach Hause kam, empfing ihn die Mutter mit
sanftem Vorwurf.

„Warum kommst du so spät, Frieder? Die Martha war
da; konntest auch mal mit ihr sprechen.“

(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)



Der italienische Luftfahrtminister macht eine Studienreise durch Deutschland.

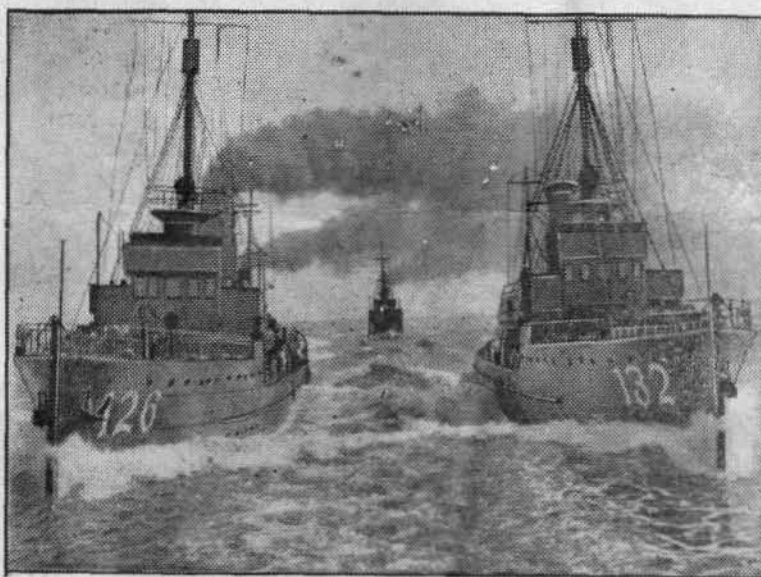
Italo Balbo, Italiens äußerst aktiver Luftfahrtminister, wird in den nächsten Wochen mehrere deutsche Fabriken aufsuchen, um die Neuerungen im Flugzeugbau kennenzulernen. Wahrscheinlich wird er größere italienische Regierungsaufträge vergeben.

Vom deutschen Flottenbesuch in Danzig.

Danziger Kinder als Gäste auf der „Schlesien“, dem Führerschiff des deutschen Geschwaders. (Siehe Bild oben rechts.)

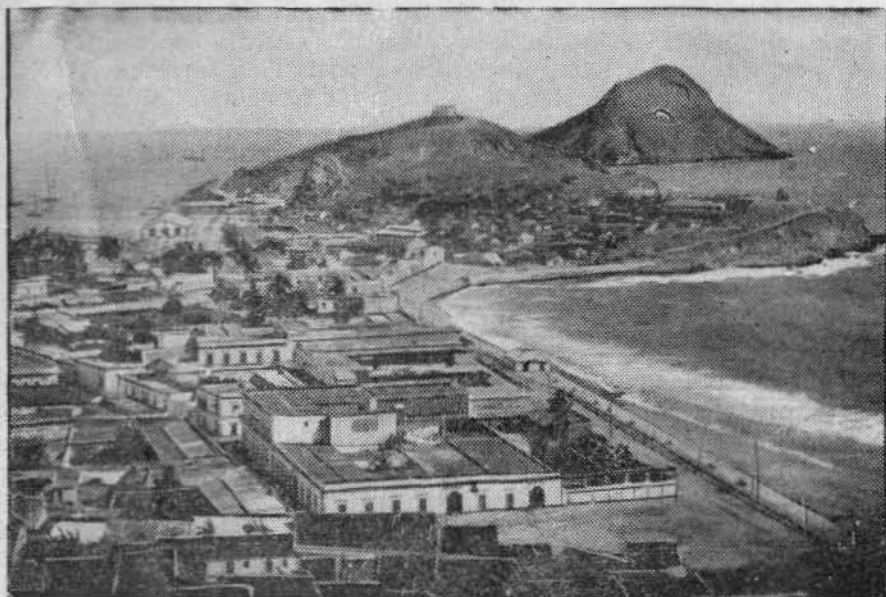
Vom Hamburger Derby-Tag.

Rittmeister von Barnekow (Bild unten links), der auf „General“ das heiß umkämpfte Spring-Derby gewann.



Hochseefübungen der deutschen Minensuchboote in der Ostsee. In der Ostsee fanden Übungen der deutschen Minensuchschiffe im Flotillen-Verband statt. Die Bilder zeigen oben: Ausfahrt in Flotillenformation; unten: Eine Mine wird an Bord gezogen.

Bilder aus aller Welt.

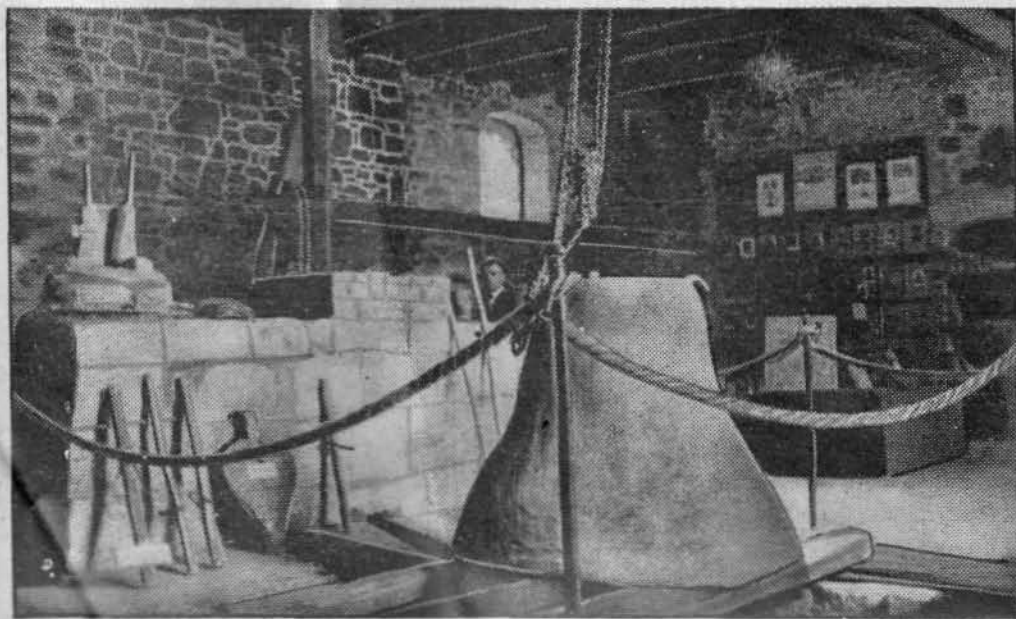


Deutsche Meisterin im Stil-Einer.
Ruth Frand wurde bei den in Berlin-Grünau vom Deutschen Damenruderverband veranstalteten Meisterschaften Siegerin im deutschen Stil-Einer.



500 Menschen durch eine Springflut den Tod gefunden.

Am Strande der mexikanischen Stadt Mazatlan (Bild oben links) überraschte, wie schon gemeldet, eine riesige Springflut 500 Badegäste. Man befürchtet, daß fast alle in den Fluten umgekommen sind. Das Wasser brach 800 m weit in die Stadt ein und zerstörte einen großen Teil derselben.



Ein Zepp-Auto in Amerika.

Unser mittleres Bild zeigt das seltsame Auto, das der Amerikaner W. Anderson in Form eines Zeppelins baute. Das Gefährt wird von einem Propeller vorwärts getrieben, der wiederum durch einen Flugzeugmotor seinen Antrieb erhält.

Das erste Glocken-Museum Deutschlands.

Nebenstehendes Bild gewährt einen Blick in die alte Glockengießerei in Laucha bei Naumburg a. Saale, wo Schiller einst zu dem Liede von der Glocke angeregt worden sein soll. Die alte Gießstätte ist der Mittelpunkt des Museums, das jetzt als erstes deutsches Glockenmuseum eingeweiht wurde.



„Laß gut sein, Mutter, sie wird euch schon wieder besuchen. Dann bleib ich zu Haus“, antwortete er lächelnd.

Sie gingen schlafen. Frieder wartete, bis es im Hause ruhig war, dann nahm er aus dem Schreibtisch eine Hülle, worin ein paar Doppelpistolen lagen. Er lud sie vorsichtig und steckte sie zu sich. Dabei sprach er:

„Die Büchse paßt nicht zu solchem Gang, das lehrt die Geschichte mit dem Vater. Ich nehme hier diese Waffen; sie sind leicht zu führen und werden mich nicht verlassen, wenn ich sie brauchen muß. Oh, Martha, was bist doch für ein armes, armes Kind! Ich glaub, wenn der Zweig von meinem Hut herunter ist, so hast den Vater verloren. Aber sie soll niemals erfahren, daß sie ihn selbst verraten hat. Wie kommt der Feldbauer zu der Rechnung mit dem Kaufmann drüben und zu dem vielen Geld? Wie ist dieser in seine Hände geraten, daß er ihm sogar die Schwägerin und die Nichte verkaufen mußte? Warum geht der Bauer stets punkt acht Uhr schlafen und ist dann selbst im Notfall nicht zu sprechen? . . .“

Er sann nach, dann sprach er weiter:

„Feldbauer, ich geh dir aus dem Weg, aber den Waldschwarzen, den darf und muß ich suchen. Hab acht, daß ich dich nicht dabei ertappe! Wärest du besser mit der Frau und dem Kind, so könntest vielleicht trotz des blinden Vaters noch Gnade finden. So aber hast die Nachsicht verscherzt und sollst uns erlösen von der Rache und die Deinen von dem Unheil, das du über sie gebracht hast!“

Er verließ leise den Hof und schritt den Wald in der Richtung des alten Stollens zu. Im freien Feld benutzte er jede Gelegenheit zur Deckung, um nicht gesehen zu werden, und im Forst bliete er scharf um sich, um jede Begegnung zu vermeiden. Beim leisesten Geräusch trat er hinter einen Stamm, bis er überzeugt war, daß er ohne Sorgen weitergehen könne. So kam er nur langsam vorwärts, und es war bereits Mitternacht, als er die Taubgesteinshalde erreichte, auf deren Höhe der Stollen gemündet hatte.

Die Mündung war verbaut und verschüttet worden und so dicht von Gebüsch und Dornzeug umwachsen, daß man ohne Säge und Art unmöglich zu ihr gelangen konnte. Er dachte:

„Hier sind sie nicht. Sie brauchen ein Versteck; das ist der Stollen, und weil sie hier nicht hineingelangen können, so muß der Eingang weiter oben sein.“

Er folgte der Richtung des unterirdischen Ganges und kam an eine Stelle, wo dessen Decke eingebrochen war. Die dadurch entstandne, trichterförmige Vertiefung war ihm von früher wohlbekannt, und er wußte genau, daß die nachgestürzte Erde keine in den Stollen führende Oeffnung freigelassen hatte. Doch war keine Stelle so wie diese zum Versteck geeignet, und die menschliche Hand konnte ja nachgeholfen haben, um es so sicher wie möglich zu machen.

Er verbarg sich am Rand des Trichters in ein üppiges Hasel- und Pulverholzgesträuch. Es war die höchste Zeit gewesen, denn kaum hatte er sich bequem hingelegt, so raschelte es ihm gegenüber, und eine Gestalt, deren Gesicht mit einer dunklen Maske verhüllt war, trat aus dem Dickicht. Nachdem sie die Umgebung aufmerksam gemustert hatte, stieg sie die steile Böschung hinab und verschwand in dem unten herrschenden Dunkel, das der seitwärts über den Bäumen stehende Mond nicht zu durchdringen vermochte; ihr folgte bald eine zweite, eine dritte. Und es konnte noch nicht ein Uhr geschlagen haben, so hatte er wieder, wie am Nachmittag, gegen zwanzig gezählt.

Jetzt herrschte eine geraume Weile tiefe Stille ringsumher. Dann begann es sich unten wieder zu regen; einer nach dem andern stiegen die Männer aus dem Dunkel hervor, der erste als Führer und Laufher ohne Last, die andern aber alle mit schweren Paketen beladen, den Knotenstock in der Faust, das Messer an der Seite und die Büchse nach vorn über den Rücken gehängt. Nur einen Augenblick lang bliete hinter dem letzten ein Lichtstrahl auf, der aus dem Stollen kam, dann war es wieder finster.

Als die Schritte der Schmuggler verschollen waren, erhob sich Frieder, um vorsichtig und nachdenklich nach Haus zu eilen.

3. Tanz.

Ein volle Woche war vergangen; sie hatte Abwechslung ins Dorf gebracht. Die Kunde von der Blendung des Bachbauers und der Ermordung seines Sohnes war zur Behörde gelangt, die einsah, daß mit den bisher verfügbaren Kräften dem Treiben der Verbrecher nur schwerlich Einhalt getan werden könne. Man beschloß, durchgreifendere Maßregeln zu ergreifen, und schickte eine Abteilung Soldaten in die Berge, um im Anschluß an das Forst- und Grenzpersonal dem Waldschwarzen, auf dessen Ergreifung, tot oder lebendig, ein namhafter Preis gesetzt wurde, das Handwerk zu legen.

Frieder hatte sich frühmorgens wieder in den Wald gegeben, um den Trichter einer möglichst genauen Untersuchung zu unterwerfen, aber er war nicht auf die geringste Spur eines verborgenen Eingangs gekommen. Von da ging er zum Förster, um ihm die gestern ausgesuchten Spannhölzer zu bezahlen.

„Weißt auch, daß wir Besuch bekommen?“ fragte dieser, als das Geschäft abgeschlossen war.

„Was für einen?“

„Einen gar willkommenen für unsre Mädels — Militär.“

„Ah! Wozu?“

„Wegen des Waldschwarzen. Ich hab schon gestern die cmliche Benachrichtigung erhalten und war vorhin beim Ortsversteher, der es auch schon weiß und soeben die Quartierliste angefertigt hat. Zu uns nach Rothenwalde her kommen zwanzig Mann unter einem Feldwebel, der zum Feldbauer gelegt wird.“

„Zum Feldbauer? Warum zu dem?“

„Weil er da draußen möglichst unbeachtet wohnt und ihn nicht jedermann belauern kann. Er selber hat darum gebeten und kann also nicht ganz unbekannt hier sein.“

„Man wird wohl nur solche Leute schicken, die in der Nähe zu Haus sind; das ist bei ihrer Aufgabe ein großer Vorteil, den man nicht versäumen darf.“

„Es wird doch nicht der Buschwebel sein? Der Brief war unterschrieben, daß man den Namen gar nicht lesen konnte.“

„Wer ist das, der Buschwebel?“

„Das ist der zweite Sohn vom Buschbauer in Steinertsgrün. Er ist der wildeste Bub gewesen im ganzen Gebirg und hatte sich mit seinem Vater so vollständig zerschlagen, daß er vor Aerger freiwillig zum Militär ging. Dazu hat er ganz gut gepaßt, immer lustig und fidel, leicht im Sinn, aber gewandt im Dienst und dazu ein Bursch, dem jeder gut sein muß, der die Wildheit nicht kennt, die still in ihm verborgen wohnt. Wenns aber drauf ankam, ist er drauf und dran gegangen, wie der böse Feind, und hat es auf diese Weise bis zum Feldwebel gebracht.“

„Darum nennt man ihn hier, den Namen und Grad zusammenfassend, den Buschwebel?“

„Ja, darum! Bei seinen Vorgesetzten ist er hochbeliebt, weil sie wissen, daß er gradwegs in die Hölle hinuntergeht, wenn sie ihn schicken, und darum hat man grad ihn und keinen andern zum Grenzdienst auserlesen. Mir ist dies gar nicht sehr genehm, denn ich weiß vorher, daß ich nicht gut mit ihm auskomme, und doch gebietet der Dienst, daß wir gar oft mit ihm verkehren.“

„So kennst ihn schon persönlich?“

„So ziemlich. Er steht in der Kreisstadt und kam nach Steinertsgrün auf Urlaub. Sein Vater ist jetzt stolz auf ihn und hat sich völlig mit ihm ausgeföhnt. Dort hat er mal die Martha vom Feldhof gesehen, die da Gewatter war, und ist ihretwegen herübergekommen auf ein paar Tage. Da ist hoch hergegangen in der Schenke; das Mädel hat ihn nicht angesehen, und weil er da hat abziehen müssen, wird er jetzt die Gelegenheit ergreifen, den Versuch nochmals zu machen.“